

Neue Wochenschrift

Nr. 29.

Beilage zur Westfälischen Zeitung.

1915.

Anne-Marie.

Roman von Ilse-Dore Tanner.

(15. Fortsetzung.)

In der Pension Medinger war ein neuer Gast erschienen, Dr. Schwarz aus Danzig, der sich seiner Privatstudien halber, wie er der Frau Justizrat erzählt hatte, einige Zeit in Berlin aufhalten wollte. Er hatte eins der besten

Zimmer genommen, ohne zu handeln, den Pensionspreis bewilligt und hatte seiner Liebenswürdigkeit, die er schon bei den Unterhandlungen bewiesen, die Krone aufgesetzt, indem er, als er am ersten Tag ziemlich spät sein erstes Frühstück im Speisezimmer nahm, Frau Justizrat Medingers Rat wegen einiger gu-

ter Berliner Firmen in Anspruch nahm. Ganz gewandt lenkte er dann das Gespräch auf das Berliner Leben im allgemeinen, auf eine Fremdenpension im besonderen und fragte, ob die Pension Medinger gut besetzt sei.

Diese teilnehmende Frage war für Frau Justizrat Medinger ein willkommener Anlaß, sofort über die Licht- und Schattenseiten ihres Berufs zu sprechen, wobei sie natürlich — in Gegenwart eines so noblen Gastes — die Lichtseiten überwiegen ließ, und da war es nur noch ein kurzer Sprung bis zur Beschreibung und Nennung ihrer Pensionäre.

Dr. Schwarz hörte aufmerksam zu, erwog die Namen und Berufe schnell in seinen Gedanken.

Es war Sonntag mittags, als er, zum ersten Male mit Speisend, den Herrschaften der Pension Medinger vorgestellt wurde. Fräulein Müller — Herr Dr. Schwarz —

das Schicksal hatte Dr.

Schwarz zu Anne-Maries Tischnachbarn gemacht. Sie neigte, als er, sich tadellos vor ihr verbeugend, seinen Platz einnehmen wollte, in einer solchen kühl reservierten, fast abweisenden Art den blonden Kopf, ließ einen so entschiedenen gleichgültigen Blick über ihn hingehen, daß er stutzte.



Zwei deutsche Feldtelegraphisten bei der Arbeit in Feindesland.

Aber als Mann von Welt wußte er dieser Art von Behandlung zu begegnen. Bescheiden und zurückhaltend, hatte er nur Aufmerksamkeiten, wie sie an gemeinsamer Tafel wohl stets erwiesen werden, für sie, und Anne-Marie, die einsah, daß sie hier in ihrer abweisenden Art wohl zu weit gegangen, ließ sich herbei, hier und da ein Wort in die Unterhaltung zu geben. Aber als die übrige Gesellschaft noch beim gleich nach Tisch aufgetragenen Kaffee ein Weilchen zusammenblieb, empfahl sich Anne-Marie.

„Aber bestes Fräulein Müller,“ rief die Justizrätin,

„Schenten Sie uns nicht wieder einmal ein Stündchen Ihre Gegenwart?“

„Ich fahre nach Zehlendorf, Frau Justizrat, und da ich frühzeitig zurück sein möchte, ist es höchste Zeit für mich.“

Sie reichte der Justizrätin die Hand und verbeugte sich leicht gegen die Zurückbleibenden.

„Immer wie eine Prinzessin!“ sagte der Kapellmeister Ohnesorge, der leberleidend und stets etwas galliger Laune war, wenn er nicht den Mittelpunkt der Gesellschaft bildete.

„Prinzessin!“ Dr. Schwarz stuchte. Wertwürdig, daß gerade dies Wort fiel. Aber wenn auch — der Auftrag, die Prinzessin Anne-Marie ausfindig zu machen, war natürlich stets der Hauptgedanke, um den sich seine übrigen Gedanken drehten.

Es wäre ja eigentlich kaum denkbar, daß er, nachdem er nun vierzehn Tage, ohne nur den kleinsten Anhalt zu finden, in Berliner Pensionen zugebracht hatte, hier auf den ersten Schlag zum Ziele kommen sollte! Und so manches stimmte doch auch nicht. Von einer starken Nervenreizung seiner Tochter, sogar von Nervenkrankheit hatte Fürst Karl Max von Jllburg-Wiesenheim gesprochen — und das — das traf keinesfalls auf Fräulein Müller zu. Dr. Schwarz wußte, was es bedeutet, mit nervösen Menschen zu tun zu haben, an diesem Fräulein Müller war alles Ruhe gewesen, Diszipliniertheit im Wesen und Sprechen — und daß sie alleinstand und keine Angehörigen hatte, nun, das kam doch wohl öfter vor.

Und dann — Bibliothekarin! Er kannte ja Anne-Marie nicht, und des Fürsten sonst ganz genaue Angaben hatten doch ein anderes Bild von ihr gegeben; die Prinzessin Jllburg-Wiesenheim würde sich doch kaum als Bibliothekarin von einem reichen Mann engagieren lassen.

Es war nicht zu leugnen, daß Dr. Schwarz sich allgemeiner Beliebtheit in der Pension Medinger erfreute, dank seiner sich allen Gästen gegenüber stets gleich bleibenden Liebenswürdigkeit und tadellos höflichen Manieren.

„Sie haben entschieden eine Eroberung an ihm gemacht, Fräulein Müller,“ meinte Fräulein von Ramler scherzend zu Anne-Marie, „er sieht Sie oft ganz versunken an, so, als studiere er Ihr Gesicht. Abgesehen merkwürdig wenig zu tun scheint der gute Mann zu haben, er ist doch stets der erste bei allen Mahlzeiten und der letzte, der aufsteht.“

„Mir ist er nicht gerade sympathisch,“ sagte Anne-Marie, und das war eigentlich noch milde ausgedrückt, sie hatte — sie wußte eigentlich selbst nicht warum — eine direkte Abneigung gegen ihn. Und doch war er keinesfalls aufdringlich, wie Herr Felberjohn unangenehmen Angebens, und hatte tadellose Manieren, aber daß er sich anscheinend so ganz besonders interessiert mit ihr beschäftigte, verursachte ihr ein unbehagliches Gefühl.

Es war beim Mittagessen desselben Tages, als Herr Dr. Schwarz davon erzählte, daß er der Sohn eines Landwirtes sei und das Landleben über alles liebe.

„Und Sie, gnädiges Fräulein, stammen auch vom Lande, wie ich gehört habe. Wird es Ihnen da nicht schwer, sich in dem großen Berlin einzuleben? Oder waren Sie zwischendurch schon in einer größeren Stadt?“

Anne-Marie überhörte scheinbar die letzte Frage und sagte ruhig: „Ich habe mich sehr gut hier in Berlin eingelebt und möchte nicht wieder aufs Land zurück.“

„Sie kamen doch aber aus Dresden hierher, Fräulein Müller, nicht wahr?“ meinte Frau Justizrat Medinger, die sich an die diesbezügliche Eintragung in ihrem Fremdenbuch erinnerte.

„Ja,“ antwortete Anne-Marie kurz und kühlte, wie das Blut ihr ins Gesicht stieg wie immer, wenn sie notgedrungen eine Lüge aussprechen mußte. Wie schrecklich war doch dieses Versteckspielen, dieses Lügenmüssen! Wird denn das nie aufhören? dachte sie gequält. Wenn sie doch endlich die Pension aufgeben und das eigene kleine Heim beziehen könnte, das Edith Weber und sie in Gedanken schon vollständig eingerichtet hatten.

Sie hatte sich eingehend mit ihrem Nachtiſch beschäftigt,

als sie aufsaß, bemerkte sie, daß die Augen des Dr. Schwarz mit einem ganz eigentümlich forschenden Blick auf ihr ruhten.

„Und wie lange sind Sie eigentlich schon bei unserer verehrten Frau Justizrat, gnädiges Fräulein?“ fragte er, liebenswürdig lächelnd.

„Oh, Fräulein Müller müßte eigentlich den Ehrenplatz an der Spitze der Tafel erhalten, sie ist jetzt meine älteste Pensionärin, seit Fräulein Karger nach Dresden ging, sie ist schon seit dem 14. September hier,“ rief Frau Medinger lebhaft.

Anne-Marie erhob sich mit einem „Verzeihung, ich habe um 3 Uhr eine Verabredung!“ und einem liebenswürdigen Kopfschütteln nach beiden Enden des Tisches. Ihr war plötzlich so seltsam angst und bekümmert zumute, so, als drohe ihr ein Unheil. Was war ihr nur? War sie nervös geworden? Es waren doch schließlich alles nur ganz harmlose Fragen, die an sie gestellt worden waren, Fragen, die sonst keinen anderen Menschen erspart hätten würden, als nur eben gerade sie, die sie ihre Heimat und Herkunft verleugnen mußte. Sie zog sich eilends an, sie wollte so schnell wie möglich nach Zehlendorf, um sich von den lieben Webers ihre Furcht abreden zu lassen, sich Trost und Mut holen.

Als sie aus dem Hause trat, sah sie sich plötzlich Herrn Dr. Schwarz gegenüber; es hatte beinahe den Anschein, als habe er auf sie gewartet, und wieder überfiel sie dieses eigentümliche, lähmende Angstgefühl.

„Nun, mein gnädiges Fräulein, darf ich Sie ein Stückchen begleiten? Ich will nämlich auch nach dem Potsdamer Platz, da haben wir wohl denselben Weg?“

Anne-Marie wollte etwas antworten, wollte sagen, daß sie es vorzöge, sich eine Droschke zu nehmen, aber die Kehle war ihr wie zugeschnürt.

„Abgesehen, ich nahm gestern Gelegenheit, Professor Webers Vortrag in der Humboldt-Akademie zu hören — hochinteressant, wirklich hochinteressant. Er selbst macht auch einen so äußerst sympathischen Eindruck. Hat er irgendwelche Bücher geschrieben? Ich würde sie mir gerne verschaffen.“

Gott sei Dank, dieses Thema war unverfänglich, und Anne-Marie sprach freundlich und unbefangen über Webers Broschüren und Werke.

„Würden Sie mir nicht die Titel aufschreiben, gnädiges Fräulein, ich habe ein so schlechtes Gedächtnis,“ und Schwarz zog sein Notizbuch und einen wohlangelegten Bleistift aus der Tasche, ihr beides hinreichend.

Wie mit einem Zauberschlag kamen Anne-Marie Heinrich Webers warnende Worte in den Sinn: „Niemals etwas Geschriebenes an irgendeinen fremden Menschen aus der Hand geben — Ihre Handschrift ist charakteristisch,“ — und sie hatte diese Warnung befolgt, so schwer es auch manchmal war.

Sie sah Herrn Dr. Schwarz kühl und erstaunt an: „Hier auf der Straße? Aber Herr Doktor! Ich werde sie Ihnen zu Hause aufschreiben — solche Eile hat das doch nicht.“ Dabei hatte sie ihre kleine Schreibmaschine, in deren Gebrauch sie sich allein geübt, und mit der sie alle notwendigen Schreibereien zu erledigen pflegte.

Dr. Schwarz biß sich auf die Lippen und steckte seine Sachen wieder ein. War das nun die Vorsicht eines schlechten Gewissens? Jedenfalls war es kein Zeichen von Nerven- oder gar Geisteskrankheit.

„Verzeihung, Sie haben ganz recht, gnädiges Fräulein,“ sagte er etwas verlegen. „Abgesehen, Sie kennen Herrn Professor Weber schon von der Schulzeit her, wie mir gesagt wurde. Wo sind Sie zur Schule gegangen, wenn ich fragen darf?“

Die Angst, die Anne-Marie überkam, verursachte ihr körperliche Uebelkeit, fast ein Gefühl des Schwindels, und doch sagte sie anscheinend ganz ruhig: „Nirgends, ich bin privatim unterrichtet worden.“

„Ah, dann war Herr Professor Weber wohl Ihr Hauslehrer?“

(Fortsetzung folgt.)

Disziplin
 rend des
 lichen St
 tretung
 keine h
 einem T
 itzke ein
 beselben
 erhaltung
 aber zur
 die Gefes
 einem Jo
 dieser Be
 oder wiss
 wird mit
 zu zehnten
 schweben
 Wer sah
 ordnung
 unrichtige
 bis zu dre
 nis bis zu
 Gebirg
 Jahren 3
 Gebirg
 schaft en
 schieden
 besten An
 wig ahn
 vor mit
 herung L
 Wein
 lehnjüchti
 vorwarf,
 unter irg
 Nächst
 landen, i
 Gruß de
 chen mit
 der Zeit
 empfang
 Schafeln,
 jagte Off
 schweigsa
 Bauer ein
 Blide zu,
 lekam Ho
 denfalls
 benwür
 „Ein
 tig sein!
 wenn es
 lich zieht.“
 Das i
 ter bei sol
 Gebirg



Zum Vormarsch auf Libau:
 Eine deutsche Kolonne verläßt den Strand eines Ortes an der See.

Die Magnetnadel im Schlafzimmer. Seitdem allen Regeln der Gesundheitspflege eine gesteigerte und nicht selten übertriebene Aufmerksamkeit gewidmet wird, muß unter den täglichen Gewohnheiten alles, was mit dem Schlaf zusammenhängt, besonders scharf unter die Lupe genommen werden. Der Durchschnittsmensch verbringt ein rundes Drittel seines Lebens im Schlaf, und der Wert seines Schaffens und der Grad seiner Gemüthe in den übrigen zwei Dritteln seiner Lebenszeit ist wesentlich davon abhängig, daß er dem Schlaf sein Recht sichert. Aber die Hygiene des Schlafzimmers ist insofern schon unendlich viel gesprochen und geschrieben worden. Man weiß, daß es geräumig genug sein, viel Licht und Luft empfangen muß. Man wird auch auf die Himmelsrichtung bei der Wahl der Schlafräume Rücksicht nehmen. Neu ist aber die Forderung, daß auch bei der Aufstellung des Bettes der Kompaß zurate gezogen werden soll, wie es Dr. Laignel in einer Studie über den Schlaf verlangt. Er rät nämlich aus-

drücklich, das Bett in der Richtung der Magnetnadel von Norden nach Süden zu stellen, damit der erdmagnetische Strom den Körper des Schlafenden der Länge nach durchfliehe. Ob schon in einem einzigen Fall der Beweis dafür erbracht worden ist, daß jemand deswegen schlecht geschlafen habe, weil sein Bett von Osten nach Süden stand, und daß diese Unzulänglichkeit durch eine Umstellung des Lagers beseitigt worden sei, wird allerdings nicht gesagt. Die anderen Regeln, die Dr. Laignel vorschreibt, sind ziemlich allgemein anerkannt. Das Schlafzimmer soll weder zu warm noch zu hell sein, wonach eine Lage nach Osten hinaus zu widerraten wäre. Die Matratze sei für junge Leute hart, für alte etwas weicher. Man liege beim Schlafen auf der rechten Seite und halte die Füße warm. Gegen schweres Einschlafen benutze man eine leichte Lektüre, um den Schlummer herbeizuladen. Das Bett sei auch geräumig genug usw. Das sind alles Rücksichten, die mehr oder weniger allgemein als richtig anerkannt worden sind.



Ein deutscher Stab beobachtet von einer Düne aus die Beschießung Libaus durch die deutsche Flotte.

Unsere Ernährung
aus eigener Erzeugung.

Wiederholt ist schon darauf hingewiesen worden, daß wir die Ernährung unserer Bevölkerung von der Einfuhr aus dem Auslande durch den Ausbau der Stärkeindustrie und der Kartoffeltrocknerei unabhängig machen können. Hierdurch würden wir unseren Bedarf an Kohlehydraten aus eigener Erzeugung decken können. Aber auch den infolge fehlender Einfuhr fühlbaren Mangel an Eiweiß können wir jetzt, wie C. Hennig in der Zeitschrift für Spiritusindustrie schreibt, mit Leichtigkeit überwinden, nachdem durch das neue Verfahren der Herstellung von Hefeweiß durch das Institut für Gährungsgewerbe es gelungen ist, aus Kohlehydraten und anorganischem Stickstoff Nahrungs- und Futterweiß herzustellen. Prof. Lehmann-Göttingen hat ausgesprochen, daß der Zentner Kartoffeln die doppelte Mastwirkung hat, wenn das nötige Eiweiß beigeñt wird, die Beschaffung billigen Eiweißfutters ist mithin die wirksamste Maßregel für die Ersparnis an Kartoffeln. Aber nicht nur für die Futterherstellung sondern auch für die menschliche Ernährung ist die Massenher-



Das Innere der zerstörten Kirche von Gorlice.

stellung von Hefeweiß be-
rufen, eine wichtige Rolle
zu spielen. Wenn wir die
Einfuhr von Brotgetreide
durch Verwendung von
Kartoffelerzeugnissen bei
der Brotbereitung aus-
schalten, so dürfen wir
doch nicht vergessen, daß
dadurch, wenn auch kaum
bemerkenswert, der Ei-
weißgehalt des Brotes
herabgedrückt wird. Es
ist dies, so sagt Hennig,
der einzige und kaum be-
rechtigte Einwand, der
gegen die Brotgetreide-
streckung durch Kartoffeln
erhoben worden ist. Nun
ist Trockenhefe, in gesund-
heitlich einwandfreier Weise
hergestellt, ein vorzügliches
Nährmittel für den Men-
schen, und es kann danach
ohne weiteres ausge-
sprochen werden, daß ein
Teig aus Getreidemehl
mit den nötigen Zuschlä-
gen von Kartoffelfabri-
katen und Nährhefe ein
wahres Kraftbrot gibt.
Die Erhöhung der Kar-
toffelerzeugung und die
Massenherstellung von
Hefeweiß müssen also
Hand in Hand gehen, dann
„achen wir uns in Brot
und Fleisch völlig unab-
hängig vom Auslande.“



Gedankensplitter.

Vor zwei Dingen hüte
dich im Weltverkehr:
Nicht lächerlich und nicht
beklagenswert zu erschei-
nen.

Unsere Rätselecke

Bilderrätsel.



Wechselrätsel.

Mit e hat's eine Universität.
Mit einem o statt e ist's ein Prophet.

Aufgabe.

Was euch mein einfaches Wörtchen nennt,
Ein jeder von euch als Vierbein kennt.
Und werft ihr ein r in mein Wort hinein,
So wird's am Vulkan zu finden sein.

Versteckrätsel.

l	r	s	a	u	n	g	h	i
z	h	h	c	s	a	d	n	d
M	i	t	k	l	n	n	e	m
e	f	n	n	e	i	n	t	r
l	a	e	e	r	t	e	n	i
e	n	g	k	h	l	h	e	e
c	f	t	a	a	n	n	h	m

Die Buchstaben innerhalb jeder der 9
senkrechten Reihen sind anders zu ordnen,
und zwar so, daß die wagerechten Reihen
einen Ausspruch von M. von Ebner —
Eschenbach ergeben.

Rätsel.

Mein Ganzes ist auf duft'gen Au'n,
Im Garten, Feld und Wald zu schau'n,
Und wenn du nimmst von meinem Wort
Die beiden ersten Zeichen fort,

So nennt es eine Waffe dann,
Die mancher kühne Rittersmann
Geführt hat sicher und gewandt
Im heißen Strauß mit starker Hand.

Nachdruck der Rätsel und Aufgaben verboten.
Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben
aus voriger Nummer:

Schachaufgabe:

1. Tc7—b7, Lb3—a4. 2. Kc1—d2+,
La4—d1. 3. Tg1 nimmt d1 matt.
1. . . . , Lb3—d1. 2. Ke1 nimmt d1,
e4—e3. 3. Kd1—c2 matt.
1. . . . , e4—e3. 2. Tb7 nimmt b3,
e5—e4. 3. Kc1—c2 matt.

Tauschrätsel:

Lasso, Rutte, Haft, Meier, Eugen, Biene,
Rose, Acker, Zahn, Schwein, Jank, Leder,
Reh, Arm. — Lustgeschwader.

Magisches Quadrat:

R O B E
O P E R
B E I L
E R L E